

## **Universitäts-Predigt am 8.11.15 in der St. Lamberti-Kirche, Oldenburg**

**„Die Gnade unseres Herrn Jesus Christus und die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit euch allen!“ (2.Kor. 13,13)**

**Der Predigttext zum heutigen Sonntag stammt aus dem Römerbrief, 15. Kapitel, Vers 7: „Darum nehmt einander an, wie auch Christus euch angenommen hat, zur Ehre Gottes“**

Liebe Gemeinde,

wir leben wahrhaftig in aufregenden Zeiten. Es ist noch gar nicht lange her, da glaubten wir, von einem Verschwinden der Religion sprechen zu müssen. Immer weniger Menschen engagieren sich in den christlichen Kirchen, der Anteil der Konfessionslosen ist in Deutschland inzwischen schon auf gut ein Drittel angewachsen. Deutschland ist ein Land mit mindestens zwei verschiedenen Geschichten geworden: zwei Drittel der Menschen in Ostdeutschland werden als konfessionslos in dem Sinne verstanden, dass sie nie eine religiöse Sozialisation erlebt haben. In Westdeutschland sind das nur – aber immerhin auch – 17 Prozent. Deutschland, so schien es bisher, ist mit vielen mittel- und nordeuropäischen Ländern auf dem Weg dahin, ein säkularisiertes Land zu werden. Nur ist das in Deutschland noch etwas komplizierter. Schließlich bilden West- und Ostdeutschland sozusagen die Nahtstelle zwischen der jüngeren Geschichte Westeuropas und Ostmitteleuropas. „Nun muss zusammenwachsen, was zusammengehört“, hatte der ehemalige Bundeskanzler Willy Brandt 1989 gesagt. Es wächst noch immer, und noch immer erweisen wir uns geprägt durch mindestens zwei Geschichten.

Mitten hinein in diesen Wachstumsprozess erleben wir nun eine der umfassendsten Umschichtungen unserer Gesellschaft. Wer es kompliziert fand mit zwei Geschichten, der wird jetzt vor Kompliziertheit nicht ein noch aus wissen. Denn jetzt haben wir nicht nur zwei Geschichten, sondern mindestens drei – Westdeutschland, Ostdeutschland und die jüngste Flüchtlingsgeschichte. Aber wir ahnen eigentlich, dass es sehr viel mehr sind als nur drei. Und konnten wir bisher von einer eindeutigen christlichen Religionsmehrheit ausgehen, so kann es gut sein, dass sich das nun massiv ändern wird. Alles wird anders: Weder wird die Gesellschaft in Deutschland voll-säkularisiert sein, noch wird sie weiterhin wie bisher mit den beiden sog. Großkirchen, der evangelischen und der katholischen, ein Spiegelbild der religiösen Situation der Reformationszeit darstellen. Wer es bisher noch nicht sehen wollte, wird jetzt nicht mehr anders können als einzusehen: Die Zeit dieses konfessionellen Museums ist endgültig vorbei. Denn jetzt kommen mit den Flüchtlingen des Jahres 2014 und 2015 und auch 2016 Menschen zu uns, die, wenn sie Christen sind, weder evangelisch noch katholisch sind, sondern zumeist einer orientalisch-orthodoxen Kirche angehören – das hatten wir eigentlich kaum bisher.

Die syrisch-orthodoxen Christen führen sich auf Gemeindegründungen im 2. Jahrhundert zurück und sehen ihren Ursprung gern schon in der Mission des Apostels Paulus in Antiochien. Die Regional- und Kirchengeschichte ist äußerst kompliziert, googeln Sie das ruhig heute mal, wenn sie zu Hause sind (nicht jetzt ...). Auf die komplizierte Geschichte der syrisch-Orthodoxen verweist auch ihre Ausbreitung in der Welt von heute: drei Viertel von ihnen leben nämlich nicht in Syrien, sondern in Indien, und darum nennen sie sich heute lieber „syrenisch“ statt syrisch-orthodox. Auch in Deutschland gibt es schon vor der jüngsten Flüchtlingswelle eine syrisch-orthodoxe Kirche mit etwa 100.000 Mitgliedern, die ihren Sitz

seit 1997 in einem Kloster im westfälischen Warburg gefunden hat. In Delmenhorst gibt es ein weiteres Zentrum dieser Kirche. Der Patriarch der Gesamt-Kirche aber hat noch heute seinen Sitz in Damaskus, wohin er von seinem aktuellen Zufluchtsort im Libanon regelmäßig zu fahren versucht, um seine Präsenz dort weiter zu demonstrieren. Falls sich also jetzt weitere Familien dieser Kirche aus Syrien oder aus dem Irak in Deutschland niederlassen werden, dann bekommt das Christentum hier wahrhaftig eine neue Gestalt, mit einer neuen, wiewohl sehr alten Frömmigkeitstradition – von Mönchtum und Askese, im Gottesdienst mit langen gesungenen Liturgien geprägt, und weitaus weniger beeinflusst vom Protestantismus als die heutige katholische Kirche. Schon allein das alles wäre aufregend genug ...

Und doch – Sie wissen es alle – gehen die aktuellen Auswirkungen der Globalisierung noch weiter: Wir werden zwar weniger ein säkularisiertes Land werden, als wir gedacht haben – ein ausschließlich christliches freilich werden wir aller Wahrscheinlichkeit nicht mehr sein. Der weit größte Teil der kommenden Flüchtlinge ist muslimischen Glaubens, erschreckt und traumatisiert von der Erfahrung einer gewaltsamen Radikalisierung in der eigenen Religion. Diese Muslime treffen hier in Deutschland auf eine Gruppe ebenfalls geflüchteter Christen und außerdem auf die geflüchteten Jesiden, die, weder Christen noch Muslime, wahrscheinlich ebenso traumatisiert sind von Schreckens-Erfahrungen, die sie in Syrien und im Irak mit Muslimen gemacht haben. Nicht mit denselben Muslimen, die jetzt hierher flüchten, aber doch mit Terrororganisationen, die sich muslimisch nennen. Sie alle kommen in ein Deutschland, das begonnen hatte, zu vergessen, was Religion, religiöse Bindung und Gefühle, eigentlich sind, das noch recht wenig Begegnungs-Erfahrung mit den Muslimen hat, die schon seit Jahrzehnten in seiner Mitte leben, und in dem Menschen zunehmend bereit sind, zu meinen, Religion und Gewalt gehörten unvermeidlich zusammen. Gebe Gott, dass denen, die gerade wegen ihrer Religion hierher geflohen sind, nicht doch sehr kalt wird in diesem religiös ungeübten Deutschland, nach der ersten Welle von Willkommenskultur...

Kann man sich also vorstellen, dass das alles glatt gehen wird? Schaffen wir das?

Wie hört sich unser Predigttext an vor dieser Vergegenwärtigung unserer gesellschaftlichen Situation?

„Darum nehmt einander an, wie auch Christus euch angenommen hat, zur Ehre Gottes“

Man könnte ja meinen: Hm, da stehen wir doch eigentlich erst einmal ganz gut da. Erst mal jedenfalls, angesichts der ungeahnten ehrenamtlichen Kräfte, die wir zur Zeit mobilisiert erfahren.

Und doch möchte ich fragen: Passt diese Aufforderung wirklich in unsere Zeit? In diese massiven religiös kulturellen Umbrüche, vor denen wir stehen? Klingt sie nicht geradezu naiv? Noch dazu inmitten einer Welt, in der religiöser Fanatismus und religiöser Nationalismus zunehmen? In der man auf dem Tempelberg in Jerusalem nicht mehr einfach beten gehen darf? Auf einer Studienfahrt nach Indien haben wir letzte Woche von Repressalien gegen Christen und von Lynchmorden an Muslimen gehört, und dass mittlerweile in fünf indischen Bundesstaaten der Verzehr von Rindfleisch für alle Bürger, nicht etwa nur für die Hindus also, unter Strafe verboten ist. Wohlgemerkt, Indien ist seit 1946 eigentlich ein sich säkular verstehender demokratischer Staat. Und wir dachten, das sei der religiös-plurale Staat schlechthin. Für viele in Deutschland ein Vorbild ...

Angesichts dieser Entwicklungen stellt sich doch dann schon die Frage: Schaffen wir das, wenn wir der Devise des Paulus folgen „Darum nehmt einander an, wie auch Christus euch angenommen hat, zur Ehre Gottes“?

Schauen wir uns das mal genauer an. Die Devise stammt durchaus auch aus bewegten Zeiten. Paulus schrieb sie in seinem Brief an die junge Gemeinde in Rom etwa im Jahr 55, in der es besorgniserregende Unstimmigkeiten gab, verbunden mit Verfehmungen und Verfolgungen, vielleicht auch religiöser Diskriminierung innerhalb der Gemeinde.

Die Situation der Christen in Rom war schwierig. Die römische Gemeinde hatte auch zwei Geschichten. Sie bestand zum einen – wahrscheinlich zum kleineren Teil - aus Judenchristen, also solchen, die aus dem Judentum heraus Christen geworden waren und noch die jüdischen Gebräuche hielten. Sie hatten auch jüngst politische Repressalien zu erleiden gehabt. Zum andern Teil bestand sie aus Heidenchristen, die aus der Mission unter Nicht-Juden hervorgegangen waren – also solchen wie wir hier in Oldenburg. Heidenchristen waren Christen ohne rituellen Bezug zum jüdischen Gottesglauben, ohne Beschneidung und ohne Tora-Frömmigkeit. Die Judenchristen hielten zumeist die jüdischen Speisevorschriften ein, was zum Problem wurde bei gemeinsamen Essen. Auch wir wissen, wie sehr Essen ein Feld von Verwundungen werden kann. Das gilt schon ganz und gar im säkularen Bereich. Mütter und Väter können ein Lied davon singen, wie es sticht, wenn ihre Kinder das von ihnen gekochte Mittagessen verschmähen. Oder wir kennen die Gefahr, dass ein vegetarischer Gast sich plötzlich als ganze Person nicht akzeptiert fühlt, weil man nicht an seine Ernährungs-Orientierung gedacht hat. Essen ist mit Empfindlichkeiten verbunden, und das gilt auch oder erst recht für religiöse Speisevorschriften. Sie nicht zu akzeptieren, erzeugt Verwundungen.

Man kann sich aber auch vorstellen, dass es in der römischen Gemeinde zu Kränkungen kam, weil die beiden unterschiedlichen Gruppen sich gegenseitig wegen ihrer unterschiedlichen religiösen Sitten schlichtweg missachtet haben. In der römischen Gemeinde mag vom judenchristlichen Teil auch ein gewisser Druck gegen die Heidenchristen ausgegangen sein, indem sie sich selbst als die wahreren Christen fühlten, da sie sich mit dem Zeichen der Beschneidung zum Bund Gottes mit Israel gehörig fühlten. Die Neu-Hinzugekommenen Heidenchristen konnten in ihren Augen Christen zweiter Klasse sein. Paulus hat in einigen seiner Briefe und im Konflikt mit der Jerusalemer judenchristlichen Gemeinde gegen diese Haltung gekämpft. Im Brief an die Römer tut er das auch und betont, dass durch Christus und seine gnadenvolle Erwählung die Heiden auch ohne Tora-Gehorsam aufgenommen seien und ihnen Gottes Gerechtigkeit zuteil werde.

Aber auch die Heidenchristen bekommen ihr Fett ab. Paulus sagt ihnen unverblümt, dass sie kein Recht hätten, gegen den judenchristlichen Exklusivismus einen heidenchristlichen zu stellen. Die Heidenchristen haben kein Recht, schreibt er, sich gegenüber dem erst-erwählten Volk Gottes zu erheben. Die heidenchristliche Völkerwelt wird diese Mahnung sehr schnell vergessen – bis in die jüngste Vergangenheit hinein, wie wir in Oldenburg einen Tag vor dem 9. November (der Reichspogromnacht) und zwei Tage vor dem 10. November (als die jüdischen Mitbürger in aller Öffentlichkeit und an drei Kirchen vorbei zum Bahnhofgetrieben wurden) ja sehr gut wissen.

Das also ist der Hintergrund unseres Predigttextes. Nehmt einander an, sagt Paulus den Konfliktparteien der römischen Gemeinde. Den *Konfliktparteien* sagt er das. Es ist klar, die Aufforderung meint mehr als eine Aufforderung zur Gastfreundschaft. So richtig interessant

wird es aber, wenn wir den Grund genauer anschauen, den Paulus für das gegenseitige Annehmen der Konfliktparteien nennt: „wie auch Christus euch angenommen hat“. Wohl gemerkt: Paulus sagt nicht: Nehmet einander an, weil ihr doch alle Christenmenschen seid. Er sagt nicht: Die anderen, die Judenchristen bzw. die Heidenchristen, sind genauso „in Christus“ wie ihr selbst, also nehmt sie an. Das könnte er leicht sagen im Duktus seiner bisherigen Argumentation. Er sagt aber: Denkt daran, wie ihr selbst von Christus angenommen seid, und so nehmt die anderen an. Nicht die Berechtigung der anderen, dazuzugehören zur christlichen Gemeinde, nimmt er als Grund zur gegenseitigen Rücksichtnahme. Sondern allein das *eigene* Angenommensein, das ja schon unverdient und aller Gottesentfremdung zum Trotz geschehen ist. Das sollte Grund genug sein, auch den Anderen entsprechend gegenüberzutreten. Zu Christus zu gehören ist kein Grund zum christlichen Exklusivismus.

Das ist ein entscheidender Punkt. Denn damit weitet sich der Horizont *über* die christliche Gemeinde hinaus. Für Paulus weitet er sich auf den Bund Gottes mit Israel, und für uns, die wir diesen Text heute im Jahr 2015 bedenken, gibt diese Horizonterweiterung erst einmal in doppelter Hinsicht Anlass zur Beschämung: Zum einen deswegen, weil es auch zu unserer christlichen Tradition gehört, dass gerade diese Horizonterweiterung gegenüber Israel in massiver Weise verdrängt worden ist und in Vergessenheit geriet. Zum anderen, weil wir auch heute wieder ganz aktuell Anlass haben, gerade die Horizonterweiterung zu verdrängen und uns von der Angst bewältigen zu lassen, dass wir es nicht schaffen, auch die anzunehmen, die vielleicht keine Christen sind. Nehmet einander an, wie Christus euch angenommen hat: Wir hören den Aufruf in der Situation der größten Neuorientierung unserer deutschen, ja unserer europäischen Gesellschaften schlechthin, wie sie sich durch die aktuellen Migrationsbewegungen ergibt. Wir hören ihn als Christinnen und Christen.

Zweifellos, das ist durchaus erst einmal eine Ermutigung für die, die schon dabei sind, für die, die bereits versuchen, andere in ihrer menschlichen Not anzunehmen, wie Christus uns angenommen hat. Wie aber hat Christus uns denn eigentlich angenommen? Er ging mit den Menschen mit bis ans Kreuz, heißt es. Schauen wir genauer hinein in die biblische Erzähltradition, so sehen wir: So ein einfaches duldsames Mitgehen war das nun auch wieder nicht: Die Händler vor dem Tempel soll er ziemlich barsch vertrieben haben, und vor allem scheint es nicht nur um eine nächstenliebende Gesinnung zu gehen, nicht nur um naives Gutmenschentum, wenn wir uns annehmen „wie Christus“, es getan hat. Ich geb' mal drei Beispiele:

Zuerst die Geschichte von der Speisung der 5000: So wundersam diese Geschichte ist - von der Speisung der 5000 Menschen mit fünf Broten und zwei Fischen – so realistisch wird die Organisation geschildert, jedenfalls im Markusevangelium. Dort heißt es: „Dann befahl er ihnen (d.h. den Jüngern), den Leuten zu sagen, sie sollten sich in Gruppen ins grüne Gras setzen. Und sie setzten sich in Gruppen zu hundert und zu fünfzig.“ (Mk 6,39) Dann erst beginnt die Essens-Verteilung. In ähnlichem Realitätssinn organisiert der „barmherzige Samariter“ seine Hilfe, indem er den Kranken nach der Erstversorgung in ein Gasthaus bringt und – nach entsprechender Bezahlung – dem dortigen Wirt zur Pflege anvertraut: „Am andern Morgen holte er zwei Denare hervor, gab sie dem Wirt und sagte: Sorge für ihn, und wenn du mehr für ihn brauchst, werde ich es dir bezahlen, wenn ich wiederkomme.“ (Lk10,35). Da scheint einer an alles Nötige zu denken, was jetzt erst mal zu tun ist. Und dann meine Lieblingsgeschichte, die von der kanaanäischen Frau, die um die Heilung ihrer Tochter bittet. Dazu gäbe es viel zu sagen – Sie können sie ja mal nachlesen. Sie finden sie

im Matthäusevangelium 15, 21-28. Grobe Erinnerung: Eine nicht-jüdische – eine heidnische - bittet Jesus, er möge ihre Tochter heilen, die von einem Dämon gequält wird, wie sie sagt. Jesus ist ausgesprochen unwirsch zu ihr, denn sie gehört nicht zum Volk Israel, wohin allein er gesandt sei. Er ist sogar richtig unverschämt zu der bittenden Frau, wenn er sie mit einem Hund vergleicht. Man werfe doch nicht einem Hund das Brot hin, das man den Kindern (des Hauses Israel) weggenommen habe. Aber die Frau lässt nicht locker, und verwickelt Jesus in sein eigenes Argument, wenn sie sagt: „Ja, du hast recht, Herr! Aber selbst die Hunde bekommen von den Brotresten, die vom Tisch ihrer Herren fallen.“ Jesus heilt daraufhin die Tochter, weil die Mutter so hartnäckig auf seine Hilfe gesetzt hat.

So ist das, wenn wir einander annehmen wie Jesus. In diesen Geschichten wird getan, was nötig ist, damit die Menschen auf die Beine kommen, ohne dass sie in Abhängigkeit geraten, ohne dass sie ihre eigene Stimme verlieren. Und es wird den Juden – und späteren Christen – durchaus nicht das Privileg zugesprochen, besonders gut zu sein im Mitmenschentum. Im Gegenteil, in der Geschichte vom barmherzigen Samariter steht bekanntlich ein Nicht-Jude als Vorbild im Zentrum. Den notleidenden Menschen wird schließlich sogar das Recht zugesprochen, Hilfe zu *fordern*, auch wenn sie einer anderen Religion angehören wie die kanaanäische Frau. Keine dieser Geschichten legt nahe, dass das alles immer konfliktfrei zugehen wird. Aber Paulus ruft die römische Gemeinde nicht auf, ihre Positionen gegeneinander zu schärfen, sondern – wie Christus uns angenommen hat - ihre unterschiedlichen „Geschichten“ miteinander auszuhalten und zu achten. Gegebenenfalls empfiehlt er den Heidenchristen sogar, die judenchristlichen Speisegebote mit-zu-respektieren, wenn man gemeinsam isst. Dabei bricht sich ein Heidenchrist, der frei ist vom Gesetz, keinen Zacken aus der Krone. Vielleicht lernt man sogar etwas dabei, etwas über die spirituelle Wirkung von Ritualen, wie sie die jeweilige Geschichte mit Gott vergewissern – ganz so wie die muslimischen Gebetsrituale nicht einfach als ketzerisches Zeichen zwanghafter Frömmigkeit abgetan werden können. Vor allem aber lernen wir vielleicht, was Paulus meint, wenn er sagt: Nehmt *einander* an. Er sagt nicht zu den einen: Nehmt die Anderen an, sondern „Nehmt *einander* an“. Das ist eine gemeinsame Aufgabe, ein Handeln in Gegenseitigkeit. Kein paternalistisches Herabneigen zu denen, die neu kommen in unsere Gesellschaft. Wir können die verschiedenen Geschichten zusammen entdecken und versuchen, sie zusammen zu entheddern. Wie wir selbst Verwundungen mit uns tragen in unserer Geschichte, so kommen auch die neu Hinzukommenden mit Verwundungen, die es zu behandeln gilt. Wahrscheinlich ist es die größte Aufgabe der Kirchen und der Religionsgemeinschaften gegenwärtig, Räume zu schaffen, in denen sich Menschen mit unterschiedlichen Geschichten begegnen können. Auch das ist eine interreligiöse Herausforderung. *Einander* annehmen hieße dann, dass die Religionen vor Ort sich gemeinsam auf ihre religiöse Kompetenz besinnen und miteinander Räume der Begegnung organisierten, zum Kennenlernen und zum Abbauen von Ängsten auf allen Seiten - und dann eben auch zusammen sich öffentlich einsetzen für das, was nötig ist: zum Beispiel für spezifische Bildungs- und Ausbildungsprogramme für erwachsene Menschen, die nicht unser Bildungssystem durchlaufen haben.

Nicht um die richtige Gesinnung geht es also in Versöhnungsprozessen, sondern um das Miterleben der anderen Geschichte, und zwar eingebettet in ein Gutteil kluge und ernsthafte Pragmatik. Aber dann sagt Paulus noch: „Zur Ehre Gottes“. Damit bringt er Gott selbst mit ins Spiel. Vielleicht meint er damit, dass eine besondere Art von Bereicherung damit verbunden sein kann, wenn es gelingt, sich so anzunehmen wie Christus uns angenommen hat. Eine Zufriedenheit und das Gefühl von Sinnhaftigkeit: Miteinander das Leben zu teilen,

dass es zur Ehre Gottes gerät – das relativiert das eigene Leben in positiver Weise, rückt es zurecht. So sehr, dass es auch hilft, Misserfolge auszuhalten. Denn die gibt es immer auch in dieser Welt.

Möge Gott geben, dass wir ihm zur Ehre leben können!

Amen.